

(Nachdruck verboten.)

101

Joseph Conroy.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer.

In diesem kleinen Kreise kannte aber niemand Jos. Als er im Hause ihrer Mutter erschien — damals war er ein hübscher junger Zimmermann, der zwei gefüllte Koffer mit sich brachte — sprach Polly nur mit ihren intimsten Freunden von ihm. Nach ihrer Verlobung ließ sie durchblicken, daß sie in Hackney ein kleines Haus mieten wollten, in das der Fleischer regelmäßig seine Besuche machen sollte. Und alles, was sie jetzt ihren Bekannten von Jos erzählen konnte, war, daß „er außer Arbeit war“. Infolge dessen sprach Polly zu ihren Freunden nicht mehr von Jos, und auch ihre Mutter wollte von der Verlobung nichts wissen. Mrs. Elwin hatte überhaupt Jos niemals leiden mögen, und nur mit vielem Kopfschütteln hatte sie ihre Einwilligung zur Verlobung gegeben. Sie meinte, Jos gehöre nicht zu den Gatten, wie sie sich der „vielbeklagte, selige Mr. Elwin“ für seine Tochter gewünscht hätte. Noch vor kurzem — und Polly mußte oft daran denken — wußte sie auf den jungen Zimmermann kein einziges gutes Wort zu sagen; sie verstand es nicht, wie ein Mann in seiner Lage „es wagen könnte, um sie anzuhalten“.

Hinter den Hügel in der Ferne verschwand die Sonne, und kein roter Schimmer blieb am Horizont zurück. Ein trauriges Grün umzog den Himmel. Das Ziviltorn der Vögel verstummte. An Stelle des kühlen Lüftchens war ein kalter Wind getreten. Polly erhob sich, und William Ford folgte langsam ihrem Beispiel.

„Das beste wäre wohl, wir sehen, was die anderen machen,“ meinte Polly.

Sie gingen zu der Stelle zurück, an der sie Raft gemacht hatten, und mit Ausnahme von Mr. Stry, den die Gesellschaft seines frommen Buches immer noch fesselte, fanden sie dort unter den Ulmen die ganze Gesellschaft beisammen.

„Sie kommen gerade noch zu rechter Zeit,“ rief ihnen Mr. Meek entgegen. „Wir wollen eben eine „Kußsalve“ abfeuern.“

Durch einen seltsamen Zufall kam bei diesem Küßspiel Ford neben das schöne Methodistenmädchen zu stehen. Und noch felsamer; als seine dicken Lippen Pollys Wangen berührten, fühlte das Mädchen, wie ein Schaudern ihren ganzen Körper durchzuckte; sie hatte das Verlangen, mit ihrem Taschentuch den Kuß hinwegzuwischen.

„Und noch eine Salve zu Ehren der Königin Victoria,“ rief Mr. Meek. Und abermals berührten dieselben dicken Lippen Pollys rosige Wangen. Warum machten ihres Klassenleiters wulstige Lippen ihren ganzen Körper beben? Erst noch vor einer halben Stunde hatte sie sich als sein Weib vorgestellt, und jetzt, sonderbar genug, fürchtete sie sich vor ihm und ihre Gedanken wandten sich ausschließlich Jos zu. Sie lief zu den Frauen und Kindern, und auf dem Nachhausewege bat sie, in Mr. Meeks Wagen Platz nehmen zu dürfen. Sobald der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, rief sie sich mit dem Taschentuch das Gesicht. Sie sah zum Fenster hinaus und als sie am Himmel die Sterne erblickte, fragte sie sich, was jetzt wohl Jos machen möge. Sie hatte ihn schon fast drei Wochen lang nicht gesehen, und sie mußte daran denken, daß, als sie das letzte Mal zusammen spazieren gingen, er sehr müde und abgespannt aussah und auf dem Nachhausewege nur mühsam einen Fuß vor den anderen setzen konnte. Auf Ihre Frage? „Jos, hast Du noch immer keine Arbeit gefunden?“ Hatte sie die übliche Antwort erhalten und sie hatte nicht erst daran gedacht, ihm deswegen besondere Sympathien angedeihen zu lassen. Sie hatte es beinahe als eine persönliche Beleidigung empfunden, daß er so lange „außer Arbeit“ blieb und sie gab in ihren Gedanken ihrer Mutter recht, die sagte, Jos müsse faul sein. Als aber an diesem Abend der Himmel sich langsam aussternete und in ihrem Wagen jemand ein schwermütiges Lied anstimmte, da mußte sie an ihren Geliebten mit all der Zärtlichkeit, deren ihr kleines Herz fähig war, denken, und ganz selbstlos nur mit seinem Glück beschäftigte sich ihr Inneres. Wo mochte er wohl jetzt sein? Was mochte er wohl jetzt anfangen?

„Ich wünschte, Onkel Cohn wäre auf dem Bahnhof,“ sagte sie zu sich, „denn sonst würde mich ja William Ford nach Haus begleiten.“

Beim Abschiede hatte ihre Mutter zu ihr gesagt: „Wenn ich nicht selbst kommen kann, will ich Onkel Cohn schicken, Dich abzuholen, und als der Zug in den Bahnhof einfuhr, strengte sie ihre Augen an, um Onkel Cohn zu erblicken. Sie trug förmliches Verlangen, seine lange Nase und sein lockiges, graues Haar wieder zu sehen, und als sie ihn endlich gefunden hatte, rief sie ihm zu:

„Ach, Onkel Cohn, ich fürchtete schon, Du würdest gar nicht kommen.“

Sie nahm sich kaum die Zeit, um sich von ihren Gefährten zu verabschieden. Onkel Cohns Arm ergreifend, beeilte sie sich, zum Bahnhofe hinaus zu kommen. Nur mit Widerstreben hatte Onkel Cohn eingewilligt, sie abzuholen. Er meinte, es würde Polly lieber sein, in der Gesellschaft eines jungen Mannes nach Hause zu gehen, als in der eines solch alten Knastfers. Armer Onkel Cohn! Er hatte das Heiraten ein wenig zu lange hinausgeschoben, wie es ja auch schon vor ihm manch lustiger Junggeselle gethan hatte, und jetzt mußte er entdecken, daß die Tage, in denen er sich ein häusliches Stück hätte gründen können, für ihn für immer vorbei waren.

Er liebte Polly. Er sagte es ihr zwar nicht, denn er wußte recht gut, daß sie nur darüber gelacht haben würde, aber dessemungeachtet liebte er sie und haßte einen jeden jungen Mann, der einen Fuß in das Haus ihrer Mutter setzte. Er war fest davon überzeugt, daß die ganze Welt nicht mehr ihresgleichen hatte, kein Mädchen, das so schön war wie sie, das solch prachvolles Haar und so gute Zähne hatte und Augen wie sie — ja Augen, die die reinen Vergiftmännchen waren. Ihr Vater war sein bester Freund gewesen. Er verstand es, mit ihrer Mutter auszukommen. Er liebte Polly mehr als jedes andere weibliche Wesen, das ihm bisher begegnet war, von dem Tage an, als er als Reisender für ein großes Geschäftshaus ins Leben trat, bis zu der Zeit, in der er sich als Friseur und Zahntechniker in Whitechapel niedergelassen hatte. Sie war ganz anders als die Frauen, die bisweilen in seinen Laden kamen. Sie war eben sie selbst. Sie war keine kleine Polly, das kleine Mädchen, das als Kind auf seinen Knien gesessen und dem er Küsse gegeben.

„Onkel Cohn,“ sagte Polly, indem sie sich mit ihrer weichen Wange an seinen Arm lehnte, „Onkel Cohn, ich bin recht unglücklich.“

Onkel Cohn war es so, als ob ihm etwas in der Kehle stecken blieb, denn es war schon sehr, sehr lange her, daß sie so zärtlich zu ihm gewesen.

„Nu, was ist denn los, Fräuleinchen?“ fragte er in heiterem Tone. „Was giebt's?“

„Ich möchte so gern wissen, wo Jos steckt und was er wohl heute treiben mag.“

VIII.

Jos befand sich auf dem Wege nach einer gewöhnlichen Gerberge.

„Bei dem Jubiläum werden Sie ganz bestimmt Arbeit finden,“ hatten die Leute zu ihm gesagt.

So hatte er immer weiter gehofft und gewartet. Aber an dem Gerüst, das an der Westminster-Abtei aufgestellt werden sollte, waren bereits fünfshundert Zimmerleute beschäftigt, und was die Errichtung von Tribünen und Sitzgelegenheiten anbetraf, so hatten deren Unternehmer bereits so viel Leute vorgemerkt, daß für einen einfachen Dorf-Handwerker keine Aussicht vorhanden war.

An demselben Sonnabendabend, an dem Polly mit Onkel Cohn nach Hause ging, befand sich Jos auf dem Wege nach einer „Pence“. Er fürchtete sich, auf der Straße zu übernachten, obwohl er dort lieber geschlafen hätte, aber ein Schuhmann hätte ihn leicht „aufgreifen“ können. In's „Arbeitshaus“ wollte er nicht gehen, denn noch hatte er vier Pence in der Tasche, die gerade ausreichten, sich noch einmal das Schlafen als freier, unabhängiger Mann zu erkaufen. Seine letzten vier Pence!

Unter einer Straßenlaterne blieb er stehen und zog einen

Brief aus der Tasche, den er nochmals las. Der Brief lautete:

„Hochwürdiger Herr Pfarrer! Es thut mir ungeheuer leid, daß ich Sie meinetwegen bemühen muß, aber ich weiß, daß Sie meine Lage verstehen werden. Seitdem ich nämlich nach London gekommen bin, habe ich noch keine Arbeit finden können. Und, lieber Herr Pfarrer, ich habe kein Geld mehr. Das ganze Geld, das mir meine Mutter hinterlassen hat, ist schon alle geworden. Ich sage Ihnen auch meinen herzlichsten Dank für das Gute, das Sie mir und ganz besonders meiner lieben Mutter erwiesen haben. Ich hoffe und vertraue auf Gott, daß diese Trübsal bald wieder schwinden wird, aber, lieber Herr Pfarrer, schicken Sie mir etwas Geld. Solwie ich Arbeit bekomme, schicke ich es Ihnen wieder. Ach, guter Herr Pfarrer, Sie können es sich nicht vorstellen, wie schwer es mir fällt, Sie bitten zu müssen, aber ich habe keine Schuld, und mir geht es so schlecht, daß ich wohl noch krank werden werde. Wenn Sie so gut sein wollen und mir meine Bitte zu gewähren, dann wäre ich Ihnen zeitlebens sehr dankbar. Es empfiehlt sich Ihnen

ein armer Mann, dem es sehr schlecht geht,
Joseph Coney.

Ach, lieber Herr Pfarrer, sagen Sie doch allen Leuten bei uns zu Hause, daß sie ja nicht nach London kommen sollten, hier finden sie keine Arbeit, nur verhungern können sie hier.“

Es war dies ein Brief an den Pfarrer seines Heimatdorfes, der erste Bettelbrief, den er jemals in seinem Leben geschrieben hatte. Er steckte ihn wieder in die Tasche, obgleich schon eine Marke aufgeklebt war.

„Wenn es unrecht von mir war, daß ich nach London kam, so war es wenigstens nicht meine Schuld,“ dachte Jos bei sich. „Im Dorfe war keine Arbeit mehr zu haben und es war doch am wahrscheinlichsten, in London Arbeit zu finden. Und angenommen, ich wäre irgendwo anders hingegangen, so wäre es mir, vermute ich, genau ebenso schlecht gegangen. Die Arbeit ist überall knapp; es sind eben zu viele von uns da, und die Arbeit reicht nicht für alle.“

Beim Weitergehen dachte er an Polly Elwin. Er war froh, daß sie ihn jetzt nicht sehen konnte und auch nicht wußte, wo er hin ging. Seit drei Monaten, seitdem er von ihrer Mutter weggezogen war, waren seine Aussichten immer trüber geworden. Morgen schon mußte er es versuchen, in den Docks Arbeit zu finden, denn dann hatte er keinen Pfennig Geld mehr.

Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn er Polly alles erzählt hätte. Aber je mehr sich seine Lage verschlechterte, desto inniger hielt er an Polly Elwin fest. Wie die Dinge nun einmal lagen, war sie noch das einzige Glied, das ihn mit seinem früheren Leben verband, der Strohalm, der ihn vor vollständigem Untergang bewahrte. Und überdies liebte er das schöne Methodisten-Mädchen.

Jos hatte sich in Polly schon an demselben Tage verliebt, als er zu Mrs. Elwin als Zimmerherr zog. Nachmittags hatte er Polly in ihrem kleinen Zimmer an einer Näharbeit sitzend gesehen. Von diesem Augenblick an hatte er sich in seinem Geiste ein Bild von ihr gemalt, ein Bild, das in der einen oder anderen Weise dem seiner Mutter ähnelte, und in irgend einer Weise mit Dingen da unten auf dem Lande in loser Beziehung stand. Er versuchte es gar nicht, seine Gefühle zu zergliedern, aber Polly stand beständig vor seinen Augen und lebte in seinen Gedanken. Er erinnerte sich der Tage, die sie in dem kleinen Zimmer zusammen verbracht hatten, zu jener Zeit, bevor er noch die Verkommenheit und den Schmutz des Ostends kennen gelernt hatte, als er noch ganz frisch vom Lande nach der Stadt gekommen war, wo ihm alles noch so neu und fremd erschienen war. Er erinnerte sich des Abends, an dem er sie gefragt hatte, ob sie seine Frau werden wolle. Er sagte damals zu sich: „Wir werden dies thun und wir werden das thun, wenn ich erst Arbeit haben werde.“

Sich von ihr frei machen? An so etwas hatte er bisher noch gar nicht gedacht. In seiner Absicht lag es vielmehr, so lange auf den Docks zu arbeiten, bis er sich genug Geld erspart hätte, um in seinem Gewerbe etwas für eigene Rechnung anfangen zu können. Er war überzeugt, daß er eine Existenz finden müsse, wenn er es nur aushalten könne. Und Polly müßte es ja genügen, wenn er ihr sage, daß er noch immer „keine Arbeit gefunden habe“. Er würde ihr niemals sagen und sie würde auch gar nicht ahnen, wie schlecht es ihm ergangen und wie nahe er schon dem Verhungern gewesen war.

Als er das Asyl erreichte, fand er dessen Thür offen stehen; er trat ein. Er kam in ein langes, schmales Zimmer, in dem er eine Weile stehen blieb, um sich über die Dürftigkeit zu orientieren. In der nördlichen Hälfte des Zimmers war es fast ganz dunkel, während der hintere Teil durch ein im Kamin brennendes Feuer erhellt wurde. In der Mitte war ein Tisch, auf dem zwei Lampen standen und um den herum eine Anzahl Männer saßen, die sich mit Kartenpiel die Zeit vertrieben. (Fortsetzung folgt.)

„Die Journalisten.“

Freitags bekanntes Lustspiel wurde am Sonntag von der „Freien Volksbühne“ aufgeführt. Die Wahl eben dieses Stüdes muß in mehr als einer Beziehung als eine glückliche bezeichnet werden. Einmal liegt ein Schimmer echter Poesie über der Dichtung, und zum andern schildert sie politische Vorgänge, die als solche dem Publikum der Freien Volksbühne recht nahe liegen. Ja, auf den ersten Blick könnte es fast scheinen, als ob die politischen Vorgänge den eigentlichen Kern des Stüdes bildeten. Ein liberaler Professor und ein konservativer Oberst a. D. sind miteinander sehr befreundet. Der politische Kampf aber bringt sie auseinander; sie sind nicht mehr Gegner nur, sondern Feinde. Durch allerlei lustige Intrigen aber, die von einer jungen Dame und einem jungen Redacteur gesponnen werden, kommen sie schließlich zu der Einsicht, daß ihr Haß thöricht ist, und reichen sich wieder in aller Freundschaft die Hände. Um die Versöhnung vollständig zu machen, heiratet der Professor noch die Tochter des Obersten und die „gemüthlichen Abende“, die durch den Gang der Welt so schlimm gestört waren, sind nun wieder zur allgemeinen Zufriedenheit hergestellt. Das wäre, wenn man den Konflikt zwischen den beiden politischen Gegnern für die eigentliche Handlung nimmt, so ungefähr der Inhalt des Stüdes. Und das wäre erbarungswürdig wenig. Es ist sehr leicht, eine Handlung zu erfinden, die hier und da zum Lachen reizt. Daß zwei Menschen sich entzweiten, um sich bald darauf wieder zu versöhnen, kann zu sehr komischen Scenen führen, aber nur zu einem Lustspiel führt es nicht. Ein Lustspiel ist mehr als eine schamrig erzählte Anekdote und mehr als eine Reihe von komischen Situationen. Eine humoristische Bühnendichtung muß uns die Welt so zeigen, daß wir zum Lachen greifen müssen, wenn wir der Verzweiflung nicht verfallen wollen; sie muß uns einen Fall zeigen, um den ohne Humor gar nicht herum zu kommen ist. Wir müssen so gestelt sein, daß der Humor schließlich notwendig kommen muß, wenn wir anders den Weg durchs Leben ungebrochen fortsetzen sollen. Daß aber zwei Freunde sich entzweiten, um bald wieder mit einander versöhnt zu werden, braucht ganz und gar nicht den Humor zu wecken. Bei einem solchen Handel kann es freilich sehr lustig hergehen; er kann sich aber auch in ernsten oder durchaus gleichgültigen Formen vollziehen. Wenn Freitag nichts zu bieten hätte, als die lustige Historie von dem konservativen Obersten und dem liberalen Professor, hätte er nichts zu bieten. Er hätte dann nichts geleistet als etwa ein Lustspiel à la Moser, was fast noch weniger als nichts ist. Glücklicherweise aber liegen die Dinge nicht so. Freitag hat mit den „Journalisten“ nicht nur etwas, sondern sogar viel geleistet, wenn auch lange nicht so viel als Anzengruber. Die Medensart, daß die „Journalisten“ neben Lessings „Mimma“ das „beste deutsche Lustspiel“ seien, ist seit Anzengruber eben eine Medensart, wenn man sie nicht mit einem noch härteren Namen belegen will. Aber wie dem auch sei: die „Journalisten“ sind unter allen Umständen ein Lustspiel, das den Ehrenplatz verdient, den es so lange in der Litteratur und im Spielplane der Bühnen eingenommen hat. Der gleichgültige Zwist zwischen einem konservativen und einem liberalen Professor ist eben nicht der Inhalt des Stüdes. Dieser ganze Vorgang ist vom Dichter nur erfunden, um einem einzelnen Menschen Gelegenheit zu geben, seinen Charakter zu entfalten. Ein Mensch zeigt erst dann, was er ist, wenn er mit andern Menschen zusammenstößt. Und im Betriebe der Welt entkühlt sich das innere Wesen einer Persönlichkeit. Dieser Oberst, dieser Professor, diese Adelsheid, dieser Herr v. Senden — all diese Menschen werden uns nur gezeigt, damit ein anderer Mensch, der eigentliche Held der Dichtung, wirken und schaffen kann. Dieser „andere Mensch“ aber, der zugleich Mittelpunkt und Sinn des Stüdes ist, ist — *K o n r a d V o l k*. In ihm zeigt der Dichter wirklich einen Mann, um dessen Schicksal ohne Humor gar nicht herumzukommen ist. Er ist mit einem klaren Geiste ausgerüstet, hat Phantasie und Witz, wird von einem starken Temperament getrieben und trägt neben alledem noch ein ehrlüchtes Mammesherz unter der Weste. An den politischen Kämpfen der Zeit nimmt er regen Anteil. Seine lustige Klinge schlägt Wunden, die für den Gegner gar nicht lustig sind. Er wird von seinen Freunden geliebt und von seinen Gegnern gesücht. Und trotzdem ist in seinem Schicksal etwas, das sehr wohl einen Mann bedrücken kann. Er darf freilich am Wahlkampf teilnehmen, und die konservativen fürchten, daß es nur so eine Art hat, aber nicht er kommt in die Kammer, sondern ein langweiliger Spießer, der sich Professor Oldendorf nennt. Sein Stil ist knapp und scharf, aber die ehwürdigen Hälfter, die in den Parlamenten sitzen, verdächtigen ihn, indem sie austreten, daß er mit philosophischer Gründlichkeit nicht vereinbar sei. Gerade daß sie so leicht und elegant und glänzend nicht schreiben könnten, sei ein Beweis für den tiefen Ernst ihrer Staats-

Kunst. Konrad Volz muß in alle Fragen des Tages hineinspringen, er muß bald für diese und bald für jene Sache seine Haut zu Markte tragen; aber in den gelehrten Revuen wird sein Name nicht genannt. Dort wird vielleicht das neueste Werk seines Freundes Oldendorf besprochen, das mit gelehrter Gründlichkeit einen guten Zeitungsartikel zu zwei stattlichen Bänden auspinnt. Nun könnte ein Mann wie Volz zwar gern darauf verzichten, in den gelehrten Revuen genannt zu werden, aber mitunter regt sich auch in ihm selber etwas, das der gelehrten Nichtachtung verzweifelt ähnlich sieht. Mitunter fühlt er, daß ihm diese oder jene Sache seines Berufs aus den Händen gleitet; er möchte ausruhen, sich sammeln, Studien machen und wieder zu sicher begründeten Anschauungen kommen. Er kann aber nicht, weil hinter ihm ewig der Seherjunge steht. Er muß schreiben, schreiben, schreiben, und so schreibt er eben und überläßt die Verantwortung dem unerforschlichen Schicksal, das neben gründlichen Gelehrten auch leichtsinnige Journalisten geschaffen hat. Grübeln darf er unter keinen Umständen, selbst wenn sein Vorgesetzter ihm gelegentlich aus Menschenfreundlichkeit einige Stunden zur Verfügung stellen wollte. Will er in seinem Beruf bleiben, muß er schon die Worte Heines zu seiner Devise machen:

Nähre die Trommel und fürchte Dich nicht
Und küsse die Marktentenderin.

Das hat Volz denn auch gethan; sitemalen er nun einmal keine Neigung hatte, sich aufzuhängen. Am Ende hat er sogar die Marktentenderin mehr geliebt, als selbst für einen Journalisten notwendig und segensbringend ist. Es scheint fast so, denn er ist ein überaus lustiger Burche. Die Leute, die ihn vom sicheren Parkett aus betrachten, kommen vor Vergnügen gar nicht zu Atem. Immer hat er einen guten Witz zur Verfügung und Notwein und Cigarenn gehen ihm auch so leicht nicht aus. Es giebt nichts zwischen Himmel und Erde, das er tragisch nimmt. Er läßt der Welt den schiefen Gang und schlägt sich durch so ehrenvoll und gut er kann. Er hat Humor, viel Humor und sieht alle Dinge leicht ironisch an. Das Publikum freut sich über so viel gute Laune und flüchtet ihm Weisheit, aber es könnte seine Hände auch ruhen lassen, ohne ungerecht zu sein. Dem armen Teufel dort oben kommt in dieser Beziehung gar kein besonderes Verdienst zu. Sein Humor hat einen verdammt triftigen Grund.

In Konrad Volz hat Freitag eine edle und rechte Lustspielfigur geschaffen, eine Gestalt von künstlerischem Rang. Einen Vorwurf freilich kann man ihm nicht erproben: er hat es seinem Volz zu leicht gemacht. Im Leben findet der Redacteur Konrad Volz selten eine hübsche Person schenkt. Durch diesen fatalen Optimismus bekommt das Stück einen etwas selbstzufriedenen, spießbürgerlich-geniäfsamen Anstrich, der dem ästhetischen Werk empfindlich Abbruch thut.

Von der Aufführung im Lessing-Theater wäre mancherlei zu sagen, wenn auch nicht viel Gutes. Wir begnügen uns indes heute mit der Feststellung, daß das Zusammenspiel, zumal in den ersten Akten, uns recht befremdet hat. Die guten Leistungen, die von Johanna Ursstädt, Pagah und Guthery geboten wurden, vermochten das leider nicht weit zu machen.

Erich Schlaifer.

Kleines Feuilleton.

— Die Welt aus dem Waggonsfenster — das ist in der schnelllebigen heutigen Zeit für sehr viele der Hauptteil des Naturgenusses, den sie sich in der kurzen Frist ihrer Anspannung aus der Eretmühle der Alltagsgeschäfte gönnen. Unter dem Gesichtspunkte des Naturgenusses kann man aber jeder Beförderungsort das Wort eher reden, als der Eisenbahnfahrt. Ueber die Einwirkung der letzteren auf den Gesichtssinn plaudert aus vergleichender Erfahrung H. Brandes im „Vangewerke“. Da sieht man im Abteil, hat sich möglichst vor dem wie eine Etichlamme wirkenden Sonnenstrahl zu decken gesucht und wünscht nur zur Verstreuung vom Abteilfenster aus etwas von der schönen Gegend zu sehen. Jedoch bei der schnellen Fortbewegung im Eisenbahnwagen hat man das Gefühl, als ob Millionen Lichtstrahlen, in Gestalt feiner Malpinsel, mit großer Schnelligkeit hintereinander unzählige Bilder anfangen und auch gleichzeitig wieder wegsetzen. Da ist es kein Wunder, wenn man eine Zeit lang diese ungesunde Schnellmaschinerie auf der Rehsant des Auges ausgehalten hat, daß uns dann das Auge durch einen Schmerz zu verstehen giebt, ihm diese Mißhandlung zu erlassen. Man darf, um gut und richtig zu sehen, die Augen weder herumflackern lassen, um in kurzer Zeit recht viel sehen zu wollen, noch darf man starken, blendenden Lichtstrahlen gestatten, die Rehsant zu treffen. Manche Reisenden glauben aber, für ihr Reisegebel mittels der Sehkraft alles mit nach Hause schleppen zu müssen, was nur auf dem ganzen Reisewege entlang in den Erinnerungsbild hineinziehen will. Ein richtiges, für den Verstand nutzbringendes Sehen ist von einem Eisenbahnschnellzuge aus nicht gut möglich. Die Gegenstände, welche man vom Abteilfenster aus sieht, erscheinen mehr oder weniger verwirrt. Erscheint z. B. in mäßiger Entfernung ein Wald mit hohen einzelnen Bäumen, dann scheinen beim Vorüberfahren die Stämme dieser Bäume sich im Kreise zu drehen, als ob sie tanzten. So interessant und erheiternd die Sache auch für den Beschauer sein mag, so ist sie doch nichts weiter, als eine Vorpiegelung falscher Thatsachen. Nur die allerfernsten Gegenstände erscheinen vom Eisenbahnwagen aus einigermaßen deutlich, vorausgesetzt, daß man nicht im letzten Wagen, dem

„Schweifwedelnden“ Ende eines Zuges, sitzt und darin hin- und hergeschleudert wird. Erfahrene Eisenbahnreisende sehen während der Fahrt kaum noch zum Fenster hinaus, sondern sie beschärfen ihr Sehvermögen im Innern des Wagens, und die allerklügsten — die schonen ihre Augen für die Zeit, die sie außerhalb des Eisenbahnwagens zubringen. —

— Ueber die Purpurfärberei in Centralamerika giebt Professor Ed. v. Martens in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft einige Notizen. Die Schnecke, deren Saft benutzt wird, gehört nicht, wie die mittelmeerische, zur Gattung *Murex*, sondern ist eine echte *Purpura*, die in kaum untercheidbaren Formen an den beiden Küsten von Centralamerika vorkommt. Die Farbe entspricht aber vollständig dem mittelmeerischen *Purpur*. Die Eingeborenen am Golf von Nicoya in Costarica sowohl wie die am Isthmus von Tehuantepec üben die Purpurfärberei noch, verwenden aber statt der *Pita* (*Agave*) jetzt meistens europäische Baumwollfäden. Für die zapotekische Wäschbevölkerung von Tehuantepec ist ein mit *Purpur* gefärbter Frauenrock (*enagua*) das kostbarste Prachtstück; seine Herstellung erfordert sehr lange Zeit. Die Schnecke ist dort nämlich schon ziemlich selten und wird deshalb nicht getötet, sondern nur aus dem Wasser herausgenommen, durch Bespuhen gereizt und nach Verwendung des abgesonderten Saftes unverletzt wieder ins Wasser gesetzt. Martens nimmt an, daß die Purpurfärberei von den Indianern schon vor der Entdeckung erfunden worden sei, nicht durch die Spanier eingeführt, denn zur Zeit der Conquista hatte am Mittelmeer der Scharlach den *Purpur* längst verdrängt. Auch besitzt das Berliner Museum für Völkerrunde ein ponchoartiges Tuch und Kopfbänder aus dem Gräberfelde von Ancon, die offenbar auch mit Schneckenfaß gefärbt sind. Die Erfindung erfordert ja auch keinen besonderen Scharfsinn, da die Schnecken, ihrem heimischen Elemente entnommen, den färbenden Saft sehr bald absondern. Als Beweis für vorgeschichtliche Verbindung der Phönizier mit Centralamerika läßt sich die Purpurfärberei sonst nicht verwenden. —

Theater.

— Lessing-Theater. „Die Genossin“, Schauspiel von A. W. Pinero. Frei bearbeitet von Hans Meerz. — Im zweiten Akt schien die Sache eine schlimme Wendung nehmen zu wollen. Man vernahm Dinge, die an sich und auch im Zusammenhang der Dichtung von einer so ausschweifenden Seichtigkeit waren, daß selbst einem abgehärteten Theaterbesucher die Schamröthe ins Gesicht treten konnte. Es schien, als ob die moderne Arbeiter- und Frauenbewegung von Standpunkte der müßigsten Familiensentimentalität teils fromm begreift und teils albern begrüßt werden sollte. Es schien kein Schauspiel, sondern ein Brechmittel werden zu wollen.

Glücklicherweise schien es nur so. Am letzten Ende lief die Sache glatt und harmlos ab, in keiner Weise sonderlich aufregend, weder im Guten noch im Bösen. Eine junge Socialistin ist es, die im Mittelpunkt steht. Sie ist revolutionär mit Leib und Seele, d. h. im ehrlich zu sein, müssen wir gleich bemerken, daß eigentlich doch nur ihre Seele beteiligt ist. Mit dem Leib ist es so ein eigen Ding. Gerade ihr irdisch Teil macht ihr einen Strich durch die Rechnung. In Venedig wird sie nämlich Krankenwärterin bei einem Engländer, der jung und reich und beweglichen Geistes ist. Er ist seiner Frau davongelaufen und krank nun an Fieber und zerrütteten Nerven. Sie pflegt ihn und entweicht ihm durch ihre Treue und das Belebende ihrer jungen Persönlichkeit dem sicheren Tode. Dann beginnt ein Leben in gemeinsamer Arbeit und Freude. Sie weilt ihn für ihre radikalen Ideen zu begeistern, so sehr zu begeistern, daß er Artikel schreibt und sich in einem englischen Wahlkreis als Arbeiterkandidat aufstellen läßt. Bald zeigt es sich indessen, daß der reiche Jüngling ein Zimmerburche ist. Der revolutionäre Mauth verfliegt, sobald seine Familie unangenehm wird. Der gute Junge war halt nur verliebt und hatte mit radikalen Reden erreicht, was man sonst gewöhnlich durch zartere Guldigungen erzwingt. Wie die Sache ernst wird, fällt die galante Waise und er zeigt sich in seiner ganzen verachtungswürdigen Erbärmlichkeit. Die „Genossin“ müßte ihn nun eigentlich angeleitet verlassen; aber sie thut es nicht. Auch sie ist nämlich verliebt. Als Genossin hat sie ihn verloren, aber sie möchte ihn wenigstens als Mann behalten. Sie hofft, daß er dem Weib in ihr so treu bleiben soll, wie er ihrer Sache treulos war; aber sie täuscht sich auch in diesem Punkt. Seine Neigung erweist sich als ein leichter erotischer Mauth, der verfliegt, bevor er noch recht entstanden ist. Und nun läßt sie mutlos die Kerne sinken. Sein feiger Verrat trifft sie wie ein Dolch ins Herz. Die Kraft zum Kampf ist ihr genommen und so flüchtet sie zu einer sehr wohlwollenden und frommen Bekannten, mit der sie gemeinsam in aller Stille die Not der Armen lindern will. Das Weib in ihr hat, wie sie selbst sagt, die Genossin besiegt. Der offene Kampf im freien politischen Feld erfordert stärkere Naturen.

Das wäre alles. Der englische Dichter, der diese mehr triffe als tragische Geschichte zu einem handfesten Theaterstück verarbeitet hat, heißt Pinero. Viel Glück wird ihm in Deutschland schwerlich blühen, selbst dann nicht, wenn seine Arbeit überall so glatt und nett herauskommen sollte, wie im Lessingtheater. Besonders Lob verdient Frau Sauer, die als „Genossin“ rauhe und starke Accente fand und schließlich auch, als aus der revolutionären Feuerseele ein liebegirrendes Weib geworden war, mit Weichheit und Kofetterie zu dienen wußte. Herr Klein bot als verliebter Herzog eine zwar geschickte, aber kalte Virtuosenleistung. — E. S.

Kulturgeschichtliches.

dg. Öffentliche Uhren in Berlin. Wann in Berlin Staduhren eingeführt wurden, läßt sich nicht mehr genau feststellen. In den frühesten Zeiten begnügte man sich mit Sanduhren und regulierte nach diesen den Glodenschlag resp. das Stundenblasen, das von den Türmen herab die Tageszeit verkündete. Die Morgenglocke erklang im Sommer um fünf, die Mittagsglocke um zwölf und die Abendglocke um zehn Uhr. Im Winter läutete man den Morgen erst um Sechs, die Nacht aber schon um Neun ein. Nach der Glocke richteten sich alle Handlungen des öffentlichen Lebens, das Deffnen und Schließen der Thore, der Wein- und Bierhäuser usw. Ebenso war den Bürgern verboten, nach der letzten Glocke auf der Straße zu tanzen. Außer dem Tagesgeläut gab das Einläuten der verschiedenen Messen und des Schulaufgangs und Endes den Berlinern noch eine gewisse Richtschnur für ihre Zeiteinteilung. Bei wichtigen Beratungen der Stadtbeamten rief man die Teilnehmer noch durch die „Bürgerglocke“ zusammen. Die Erfindung der Schlaguhren schuf hierin einigen Wandel. Die erste Schlaguhr scheint die Petrikirche besessen zu haben, wenigstens findet sich in der Klage, die der Rat von Berlin um 1440 beim Kurfürsten wider den Rat zu Köln erhob, auch eine Stelle, die der Uhr auf der Petrikirche gedenkt. Von „beider Städte Gelde erbaut“, sollte sie auch durch Einen „gestellt“ werden, der „von beider Städte Gelde abgelohnet wurde“; die Kölner hatten sich von dieser Verpflichtung mehrere Jahre gedrückt, wodurch Berlin ein Schaden von „8 Schock“ erwachsen war. Im 16. Jahrhundert hatte auch schon das Rathaus einen „Seiger“, für dessen Instandhaltung der „Seigermacher“ nach den Wochenrechnungen des Rates 12 Schock und 26 Groschen erhielt. Außerdem hatte man hier noch eine Sonnenuhr, für deren Ausschmückung der Maler 1580 neun Schock Groschen bekam. 1569 wird wieder der Uhr auf der Petrikirche gedacht, die in diesem Jahre heruntergeholt und repariert wurde, kurze Zeit darauf tauchen auch an Marien- und Nicolaitirche Uhren auf, für deren Verwartung der Künstler von der Kammereikasse entlohnt wurde. Wie in früherer Zeit die Donglocke für alle anderen Gloden maßgebend war, so sollten auch jetzt alle Uhren nach der Dornuhr richten. Es scheint also, daß der alte Dom zu Köln (auf dem Schloßplatz) früher als die Berliner Kirchen eine Uhr erhielt. Die erste nach der Sternwarte regulierte Normaluhr ist die Uhr der Akademie Unter den Linden, nach der sich fast bis in die neueste Zeit hinein die anderen Uhren Berlins zu richten hatten. —

Volkskunde.

— Die alten wendischen Bauernhäuser in Hannover, die wohl infolge von Altersschwäche zerfallen, aber nie wieder in dem Baustil der früheren Landesfite aufgeführt werden und darum immer mehr verschwinden, sind überraschend eigenartig. Dem Lüneburger Museum sind vor einiger Zeit einige Photographien von solchen übergeben worden; die „Voss. Ztg.“ entwirft bei dieser Gelegenheit folgende Schilderung der alten Dörfer und ihrer Häuser. In dem sehr alten Dorfe Dalgow, das allein noch in der Lage der Dörfer seinen alten Charakter bewahrt hat, giebt es nur einen großen Platz, um den die Wohnstätten dicht bei einander im Kreise herumgebaut sind. Straßen waren nicht vorhanden. In der Mitte des Dorfes steht ein Baum, daneben eine fischartige Erhebung, von welcher der Dorferste herab, nachdem er die Bewohner herausgelingelt hat, die antilichen Bekanntschaften mittelst. Unter dem Baume halten auch die wenigen Dorfsältesten hohen Rat ab. Steht man unter diesem Baum und dreht man sich um, dann hat man in drei Sekunden das ganze Dorf gesehen. Betritt man das älteste Haus, das wie die anderen keine eigentliche Hausthür, sondern nur einen zweiteiligen, oberen und unteren schranartigen Thürverschluß hat, auch keine Fenster nach dem Plage zu besitzt, dann empfängt einen ein großer halbdunkler Schemenraum, in Holz gedeckt, an den sich links und rechts unmittelbar die offenen Ställe für das Vieh anschließen. Dieses wird von dem Schemenraum aus gefüttert und kann auch nur durch diesen ins Freie gelangen. Ist der Raum, in dem in allen Häusern alte Vorratsspinde stehen und der zum Dreschen des Getreides benutzt wird, 20—25 Schritt, durchgemessen, dann ist an der Hinterwand der ersten Abteilung des Hauses die „Küche“ zu erblicken, eine Küche — zweihundert Jahre gegen die heutige Kultur zurück. Ohne von dem Schemenraum mit den Viehställen irgendwie getrennt zu sein, steht dort ein Steinherd, über welchem ein an einem alten Sparren befestigter Kessel an einer Kette hängt; unter ihm glimmt das Feuer. Ein Schornstein wäre Luxus in einem solchen Hause, und darum sucht sich der Rauch, der natürlich auch den ganzen Raum erfüllt, nach oben einen Ausweg. Oben ist der Hausboden, dessen größter Teil als Räucherlammer Verwendung findet. Der Rauch zieht sich also durch einen nach Art der alten Berliner Rauchfänge eingerichteten „Gut“ nach oben; hier hängt der Stolz eines Wendenhauses: saftige Niesensinken, schmackhafte Würste, Speckseiten. Um diese Speisen tabellos zu konservieren, schlägt der Wende gern eine gute Portion Rauch hinunter. Die Hausthür muß natürlich immer offen bleiben, da sonst das Vieh erstickt würde. Links oder rechts neben dem Herd ist die einzige wirkliche Thür, wie sie heuteutage civilisierte Europäer in ihren Häusern haben, und diese Thür führt in die zweite, hintere Abteilung des Hauses, in die Wohn-

räume. Der alte Wendländer ist ein fleißiger, sauberer Mann, und darum ist auch die einzige Wohnstube und das Kämmerchen schmutz hergerichtet. Zwei Tische, eine Bank an der Wand, einige Stühle, ein Spind, wenige Bilder zc. bilden das bescheidene Mobiliar. Man vernimmt das Vieh, doch zieht man eine Gardine auseinander, blickt man in einen Wandraum, in dem die primitive Lagerstatt für die Eltern und die Kinder zubereitet ist. Das Zimmer hat, mit dem Blick auf weite Wiesen oder weitere Wirtschaftsräume, zwei Fenster. —

Gesundheitshilfe.

— Nutzen des Honigs. Viele ärztliche Autoritäten empfehlen, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg, schreibt, den Honig als treffliches Hausmittel. Er stört die Bilzbildung und ist daher von jeher gegen sogenannte Schwämmchen der Säuglinge von sicherem Erfolge gewesen. Mit Mehl zu einer Salbe verarbeitet, giebt er heilsames Pflaster für böse Finger. Durch den Genuß des Honigs werden angehende Husten, Katarre, Schnupfen, Halsentzündungen im Keime erstickt und Bakterien, wie Bilzbildungen vernichtet. Gegen Krankheiten der Mundhöhle, des Schlundes und der Atmungsorgane erweist sich reiner Blütenhonig bei anhaltendem Gebrauche und entsprechender Diät unfehlbar wirksam. Es ist anzunehmen, daß die im Honig enthaltene Ameisensäure dies bewirkt. Alle halbe Stunde ein Theelöffel voll Honig wirkt bei einem Katarre überraschend, und viele Krankheiten der Lunge werden an ihrer Ausbreitung verhindert, wie auch Magenleiden wesentlich gebessert. —

Humoristisches.

— Mama weiß alles! Eine Dame aus der Stadt macht mit ihrer Tochter in der Sommerfrische einen Spaziergang durch die Kartoffelfelder.

„Was sind denn dieses wohl für Pflanzen?“ wendet sich das Fräulein an einen Landmann.

„Kartoffeln“, lacht der.

„Aber warum blühen diese weiß und jene blau?“

„Das will ich Ihnen sagen, Fräulein. Diese hier werden einmal Pellkartoffeln und die da Pratkartoffeln!“

Die Mutter: „Und das wußtest Du nicht, liebe Eveline?“ —

— Konzentrierte Nervosität. Gattin: „Du, Mann, hör mal, Du!“

Gatte (Bureaubeamter, mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt): „Gimmeldonnerwetter! Das ist doch nicht zu glauben. Störst mich wieder mitten im J-Punkt!“ —

— Kathederblüte. . . . und ist deshalb die Mutter des Kindes größter Schirm. Halten wir diesen Schirm immer hoch in Ehren und vergessen wir ihn nie!“ — (Lust. Bl.)

Notizen.

— Eine neue Gesamtausgabe von Ludwig Börnes Werken befindet sich für Max Hesses Leipziger Klassiker-Ausgaben in Vorbereitung; der Ausgabe wird eine ausführliche Biographie Börnes von Professor Alfred Naar beigegeben werden; sie wird zum erstenmale auch die nachgelassenen Schriften Börnes enthalten. —

— Der Sieger in der Goethefest-Preiswettbewerb der „Frankfurter Zeitung“ ist — nicht aufzufinden. Der „preisgekrönte“ Dresdener Professor H. Frehe hat erklärt, daß er nicht der Verfasser, sondern nur der Vermittler des Preisgedichtes sei. Der wirkliche Verfasser will sich nicht nennen. —

— Für die Errichtung eines Schffel-Denkmal auf dem Staffelberg sind bis jetzt 7000 M. gesammelt. —

— Gerhart Hauptmann arbeitet noch an einem Drama „Der arme Heinrich“. Ludwig Fulda hat einen „Märchenschwank im Hans Sachs-Stil“ mit dem Titel „Schlaraffenland“ geschrieben. Beide Stücke sollen in dieser Saison im Wiener Burgtheater zur Aufführung gelangen. —

— Aus dem Verbands der Schauspieler Schönze aus, der ihm 36 Jahre angehört hat. —

— Das Schauspiel „Muskelkinder“ von Marie v. Berls wurde im Wiener Volkstheater zum ersten Male aufgeführt, erzielte aber keinen Erfolg. —

— Die „Kempt. Ztg.“ hat ihre bisher geführte Spalte „Gebetserhebungen“ abgestellt, wie sie selbst mitteilt, auf Grund einer Verfügung des bischöflichen Generalvikariats. —

— Von Kennes werden an jedem Verhandlungstage durchschnittlich 450000 Worte nach allen Weltgegenden telegraphiert. —

— Stilblüten. Eine Gemeindebehörde im Kanton Argau erhielt dieser Tage folgendes Schreiben aus einer Kanzlei in der Urkchweiz: „Et. Im Auftrage des R. R. in A. mache ich Ihnen hiernit die Mitteilung, daß es dem Herrn gefallen hat, nach längerer Krankheit seine Frau R. R. ins bessere Leben abzurufen, mit der Bemerkung, es sei ihm unmöglich, die Begräbnislisten selbst zu bestreiten.“ — Eine hübsche Stilblüte hat auch die „Neue Zürcher Ztg.“ zu verzeichnen. Sie schreibt: „Die Erdbebenkommission hat im verfloffenen Jahre drei größere Beben zu stande gebracht; sie werden von Professor Dr. Fröh bearbeitet.“ —